



DIRK VON PETERSDORFF

Fliehkräfte der Moderne.
Zur Ich-Konstitution in der Lyrik
des frühen 20. Jahrhunderts.

Tübingen: Niemeyer 2005

(Hermaea. Germanistische Studien N.F. Band 107
Hrsg. von Joachim Heinze und Klaus-Detlef Müller)

EINLEITUNG

► zurück zur Inhaltsübersicht

1. Das Ich in der Moderne
2. Warum Lyrik?
3. Zur Methode
4. Zum Aufbau

1. Das Ich in der Moderne

1. Das Ich in der Moderne

Ein kurzes Wochenende mit einigen Besuchen und Gesprächen genügt, um zu sehen, dass es so etwas wie Identität gibt und dass um sie gerungen wird. In den Wohnküchen, auf den Sitzlandschaften und zwischen Antik-Möbeln wird deutlich, dass verschiedene Formen von Selbstbildern nebeneinander bestehen. So stehen dem Einzelnen viele Möglichkeiten offen, sich zu definieren: über seine Seele und seine Erfolge, über Gespräche und Kleidung, Tiefe oder Geld. Man muss nicht so tun, als handele es sich bei all dem um eine Erfindung der Moderne. Denn dass der Mensch Selbstreferenz besitzt, über sich nachdenkt und dabei als von den anderen verschieden erfährt, dürfte eine anthropologische Konstante darstellen. Die Literatur verschiedenster Kulturen und Zeiten jedenfalls kennt das Ich und spricht von Selbstfindung und Selbstverlust. Gleichzeitig unterliegt dieses Ich-Gefühl aber erheblichen historischen Veränderungen. Größen, über die man sich definiert hat, gehen verloren, und neue Räume, in denen man leben kann, öffnen sich. Um solche historischen Veränderungen wird es in dieser Arbeit gehen.

Dabei lässt sich grundsätzlich sagen: Je mehr eine Gesellschaft auf starke Wahrheiten und Vorgaben verzichtet, desto größer werden die Spielräume des Einzelnen, oder, negativ formuliert: seine Schwierigkeiten. Er wird, wie es im Prozess der Modernisierung geschieht, aus einer inhaltlich und strukturell relativ festgefügtten Ordnung entlassen. Er kann sich nun kaum noch als Sonderfall einer Substanz ansehen, und wenn doch, dann weiß er, dass andere an andere Substanzen glauben. Er befindet sich nicht mehr unter einem alles überwölbenden Dach, sondern hat sein eigenes Dach, das er wahrscheinlich mit anderen teilt, aber womöglich im Laufe des Lebens wechselt. Oder er eilt überhaupt zwischen verschiedenen Dächern hin und her. Gleichzeitig muss das Ich seinem Leben unter diesen Bedingungen ein Selbstverständnis abringen. Denn die Heterogenität der Umwelt und das Lebensgefühl einer Mischexistenz entlasten ja nicht, wie es in forcierten Theorien erscheinen konnte, von notwendiger Einheit. Auch das ortlos gewordene Individuum benötigt, um lebensfähig zu bleiben, das Gefühl sich wiederzuerkennen. Deshalb wird ja gerungen, finden am Wochenende die Gespräche statt, wo die eine vom heiligen Berg erzählt, die andere aber das Material Girl geblieben ist, während Großmutter kaum versteht, wovon eigentlich die Rede ist.

Wenn die Entstehung und Veränderung von Selbstbildern am Beispiel mehrerer moderner Lyriker betrachtet werden soll, mag das innerhalb der Literaturwissenschaft zunächst seltsam erscheinen. Denn als gesichertes Wissen gilt, dass die moderne Lyrik seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Ich negiert hat, dass Subjektivität in ihr allenfalls deformiert erscheint: Das lyrische Ich ist anachronistisch geworden. Durchgesetzt hat sich diese Sichtweise mit Hugo Friedrichs Werk zur modernen Lyrik, wo von einem Prozess der „Enthumanisierung“ die Rede ist, dem ein geschichtlicher Zwang zugesprochen wird, und wo es heißt: „Zu niemandem redend, monologisch also, mit keinem Wort um den Hörer werbend, scheint sie [die moderne Lyrik] mit einer Stimme zu sprechen, für die es keinen faßbaren Träger gibt, vor allem dort, wo selbst das imaginierte Ich einer ichlosen Aussage gewichen ist.“ (1) Wenn man allerdings, wie es hier geschehen soll, davon ausgeht, dass auch unter den Bedingungen der Moderne Subjekt-Identität erhalten bleibt, dann ergibt sich

eine neue Sichtweise auf die moderne Lyrik. Ihre Behauptung vom Verschwinden des Ich wird man nicht mehr als unumstößliche Aussage ansehen, sondern als Ergebnis einer Auseinandersetzung mit den veränderten Bedingungen von Subjektivität. In der Welt der Vielheit, in der man auf seine Fragen die Antwort erhält: ‚Das musst Du selber wissen‘, scheint es kein Fundament mehr zu geben, auf dem das Ich bauen könnte. Davon spricht die Literatur. Aber sie formuliert eben nicht nur ihre Zweifel an moderner Identität und sie kämpft auch nur selten um den Bestand des Einzelnen. Vielmehr beschreibt sie mit der Durchstreichung des Ich Lebensformen, in denen man der Notwendigkeit, singular zu existieren, enthoben ist. Brecht zum Beispiel spricht in dieser Weise zunächst von der Natur und dann von der Partei. Das Ich möchte sich wieder als ein Teil erfahren, seiner Begrenztheit und Vorläufigkeit entkommen. Statt die Behauptung vom Obsoletwerden des Ich zu verdoppeln, wird der nachgeborene Interpret also fragen: Wohin ist das Ich verschwunden?

In einer solchen Betrachtung rückt die Literatur in größere historische Zusammenhänge. Denn auch in anderen kulturellen Bereichen wie der Philosophie und Pädagogik, vor allem aber in der Politik äußerte sich seit dem späten 19. Jahrhundert ein starker Zweifel an den Möglichkeiten eines selbst zu gestaltenden Lebens. An verschiedenen Stellen wird „die Einbindung des subjektiven Lebens in vorsektive und anonyme Wirklichkeiten“ postuliert. (2) In die Position des Allgemeinen werden die Geschichte, die Natur, eine bestimmte Gesellschaftsordnung, der Kulturkreis oder die Sprache gebracht. Solche Behauptungen von Abhängigkeit sind nicht einfach von der Hand zu weisen, denn natürlich existiert der Einzelne in derartigen Zusammenhängen. Auch gab es zu dieser Zeit begründete Zweifel an den Leistungen und Möglichkeiten einer Subjektphilosophie. Problematisch werden die Theorien aber dort, wo sie Freiheiten und Wahlmöglichkeiten des Einzelnen grundsätzlich negieren und wo ihr Tonfall ins Fordernde oder Emphatische gerät. „Wer je die flamme umschritt / Bleibe der flamme trabant!“, schreibt Stefan George (VIII, 84). (3) Dann zeigt sich, dass die Subjektkritik nur bedingt Faktizitäten spiegelt und „immer auch eine Befreiung der Subjektivität von sich selbst im Sinn gehabt“ hat. (4) Ihr ‚Du wirst getan‘, bedeutet eine Entlastung von der Notwendigkeit, sich im Widerstreit der Wahrheiten zu behaupten, mit Veränderungen zu leben, in Distanz zu sich selbst zu treten. Die Durchstreichung des lyrischen Ich stellt einen Versuch dar, diesen Bedingungen, den Bedingungen der Moderne, zu entkommen.

Unter Modernisierung wird ein historischer Prozess verstanden, der auf die Durchsetzung einer bestimmten Form von Gesellschaft hinausläuft, die als bürgerliche, offene oder moderne Gesellschaft bezeichnet wird. Hans-Ulrich Wehler hat diese Gesellschaft in einer gedrängten Definition als Assoziation „rechtlich gleicher, durch Besitz und Bildung ausgezeichnete, wirtschaftlich frei konkurrierender, besitzindividualistischer, politisch handlungsfähiger, das ‚vernünftige‘ Gemeinwohl ermittelnder und mit Hilfe von Gesetzen verwirklichender Bürger“ definiert. Zu diesem Modell gehören die von einer Verfassung garantierten Menschen- und Bürgerrechte, die einen möglichst weiten Autonomiebereich sichern. Wahrheit wird in dieser Gesellschaft als Ergebnis einer Auseinandersetzung von konkurrierenden Ansichten verstanden und gilt als prinzipiell revidierbar. Einzige Ausnahme bildet das Prinzip der Freiheit des Einzelmenschen, dessen Streben nach Glück, nach einem oder dem guten Leben möglichst wenig eingeschränkt werden darf. Seine Grenze findet es nur an dem gleichen Recht jedes anderen. (5)

Die Durchsetzung dieser freien Assoziation vollzieht sich als langer Prozess, der aus Phasen eher vorsichtiger und geringer Veränderung und intensiven Modernisierungsschüben besteht. Eben ein solcher Schub erfasst Deutschland im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Daraus ergibt sich die Gemeinsamkeit der untersuchten Autoren, die sich nicht mit dem Begriff der Generation und auch nicht über eine bestimmte soziale Zuordnung (Klasse, Schicht) fassen lässt. Sie besteht darin, dass sie von einer längerfristig und durchgreifend wirkenden „historisch-sozialen Konfiguration“ erfasst werden und sich mit ihr in individuell besonderer, aber doch vergleichbarer Weise auseinandersetzen. (6) In neueren Geschichtsdarstellungen schreibt man dem Zeitraum, in dem die Autoren geprägt wurden, ein „Janusgesicht von Moderne und Tradition“ zu. Denn das Kaiserreich besaß zwar die bekannten ständisch-konservativen Überhänge, wies aber gleichzeitig eine erhebliche Veränderungsgeschwindigkeit auf. Aus „Tempo und Intensität der Modernisierung“, die in großen Teilen der Gesellschaft betrieben werden, gehen gleichzeitig „Modernisierungsängste“ hervor. (7) Was dies bedeutet, versteht man, wenn Gottfried Benn, der als Pfarrerssohn in der ländlichen Welt östlich der Oder erzogen wurde, in die Großstadt Berlin kommt, um dort Medizin zu studieren. Man versteht es, wenn Stefan George in einem Kalender seiner Kindheitszeit den Rhythmus einer natürlichen und religiösen Ordnung beschreibt, um sich dann in einem Staat wiederzufinden, in dem über Grundrechte, Konjunkturzyklen und Schutzzölle debattiert wird.

Zu den wichtigen Faktoren der Modernisierung gehören die Urbanisierung, Industrialisierung und die damit verbundene Erhöhung der Mobilität. Deshalb schreibt Brecht ein ‚Tagebuch für Städtebewohner‘, in dem permanente Beweglichkeit als Prinzip gelehrt wird. Zu den Veränderungen des Kaiserreiches gehören die fortschreitende Demokratisierung, mit der Politik zur Auseinandersetzung von Deutungskonzepten gerät. Das bürgerliche und das rationale Recht werden gestärkt, und damit auch das Recht, anders zu sein. Eine kapitalistische Wirtschaft entwickelt sich, die auf dem Konkurrenzprinzip beruht. Diese Entwicklungen vollziehen sich im Kaiserreich und werden mit der Verfassung der Weimarer Republik befestigt und zur Norm erklärt. Die Autoren setzen sich mit diesen Prozessen auseinander, sehen aber nur selten auf die Freiheitsgewinne und die ästhetischen Möglichkeiten, die aus der Fülle einer nur schwach reglementierten Welt hervorgehen.

Ihre Skepsis und Furcht hat wesentlich mit einem anderen Faktor der Moderne zu tun, nämlich mit der Säkularisierung. In der Literaturwissenschaft wurde sie zuletzt wenig beachtet. Dabei lässt sich für George, Benn und Brecht genau zeigen, wie sie den Bedeutungsverlust der Religion erleben, mit der sie erzo-gen wurden. Sie geraten in eine Welt, in der die Religion ihre Rolle als Garant von Normen und als Integrationsfaktor immer mehr einbüßt. Sie erleben die Vermehrung eines Wissens, zum Beispiel über die Natur, das mit den Ansprüchen der Religion und mit den Nachfolgern wie der idealistischen Naturphilosophie kaum noch zu vereinbaren ist. Keine Metaphysik garantiert mehr Moral, verbindet die Menschen; eine Ordnung ohne metaphysische Gültigkeit aber können sich die Autoren nicht vorstellen, und so erscheint ihnen die Welt als unregulierbarer Kampf aller gegen alle. „Was hier gebraucht wird, ist Hackfleisch“, schreibt Brecht in seinem ‚Lesebuch für Städtebewohner‘ (1, 164). (8)

Verbunden mit der historischen Füllung des Begriffs „Moderne“ wird der soziologisch-philosophische Ansatz der Systemtheorie, wie ihn vor allem Niklas Luhmann entwickelt hat. Damit wird ein höherer Grad der Abstraktion erreicht, der sich aber überraschend gut mit der Analyse literarischer Texte verbinden lässt. Bekanntlich versteht die Systemtheorie unter Modernisierung den Wandel von einer stratifikatorisch-hierarchischen Gesellschaft mit zentral regulierter Weltdeutung zu einer differenzierten Gesellschaft, in der verschiedene Teilsysteme nebeneinander agieren. Diese Teilsysteme bearbeiten mit jeweils eigener Norm einen bestimmten Bereich der Gesellschaft, erfüllen eine spezialisierte Funktion. Sie lassen sich nur noch begrenzt durch gemeinsames Ideengut verbinden, so dass die Gesellschaft als Ganzes nur noch abstrakt, nicht mehr konkret in einer Form existiert, in der sie sich repräsentieren könnte. Für die Fragestellung dieser Arbeit sind die Bedingungen der Individuation in einer solchen Gesellschaft von Interesse; zu ihnen hat sich Luhmann an mehreren Stellen geäußert. (9)

Bestimmend ist der Bedeutungsverlust traditionaler Identitätsgaranten: „Geburt, häusliche Sozialisation und schichtmäßige Lage“ reichen nicht mehr aus, „um den Normalverlauf des Lebens erwartbar zu machen“, (10) und mit der Erhöhung der Variabilität des Ideengutes wird es zunehmend unmöglich, das Ich als Sonderfall einer Substanz (Gott, Natur etc.) zu begreifen. Was die Gesellschaft nicht mehr regeln kann, wird dem Einzelnen übertragen, die Notwendigkeit der Selbstbestimmung fällt ihm zu: „Er wird in die Autonomie entlassen wie die Bauern mit den preußischen Reformen: ob er will oder nicht.“ (11) Es wird zur Aufgabe des Einzelnen, seine Partizipation an verschiedenen Welten zu einem Ich zu organisieren. Dabei dient ihm zwar die Sozialisation zum Aufbau einer psychischen Ordnung, aber weil diese Sozialisation nicht in einem Teilbereich der Gesellschaft erfolgt, der eine feste Inklusionsidentität garantieren würde, und weil die Möglichkeit schwindet, die verschiedenen Institutionen mit ihren Sinnhorizonten zu einer Einheit zu verbinden, pluralisiert sich das Individuum. Man lebt hier und dort, mit Ausschnitten in Umwelten, findet sich aber als Ganzes – wenn überhaupt – nur außerhalb der sozialen Systeme. Dort muss man sich, ohne auf einen gesellschaftlichen Gehalt vertrauen zu können, selbst beschreiben. Das Ich ist komplex und frei; in der stoisch-kühlen Sprache Luhmanns: Mit höherer „Komplexität der strukturellen Bedingungen für Autopoiesis“ und der „entsprechend höheren Kontingenz aller Strukturen“ können die notwendigen Selektionen „mehr psychischen und mehr sozialen Systembedingungen genügen.“ (12)

Damit einher geht das Risiko, dass Menschen diese Pluralität verweigern, sie als Gefährdung ansehen und die Moderne als Verlustgeschichte. Sie wollen gar keine selbst-konstruierten Welteinschnitte, sondern möchten in einem höheren Ganzen aufgehen. Was ist die Welt, gesehen von einem Punkte aus? Sie möchten die einzige, wahre und wirkliche Welt. Sie wollen Anker im Absoluten werfen, kehren aus dem Freien zurück. Weil Stefan George die ständigen Wahlmöglichkeiten und -zwänge seiner Umwelt verabscheute, schuf er sich mit dem Kreis eine Ordnung, in der Notwendigkeit herrschte. Natürlich war damit und mit dem Glauben, dieser Kreis sei Teil einer erleuchteten Wahrheitsgeschichte, eine erhebliche Komplexitätsreduktion verbunden, die manche der Kreismitglieder wiederum als Selbstbeschränkung und Unfreiheit empfanden. Jedenfalls kann man eine solche ästhetische Gruppe nur verstehen, wenn man das Bedürfnis nach einem Leben darin sieht, das wieder Gewicht und Bedeutung erlangt hat, das aus einem ‚Muss‘ hervorgeht.

Die Bedingungen des Sicherheitsverlustes und der Wahlfreiheit gelten allgemein für das Leben in modernen Gesellschaften. Zu besonderen Schwierigkeiten kommt es dort, wo Modernisierungsschübe auftreten. In der Literatur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts findet man einen solchen Schub reflektiert. Denn hier muss das Individuum nicht nur mit dem üblichen Dissoziationsrisiko umgehen und diesem eine Identität abgewinnen, sondern wird in seiner Individualität gleichzeitig temporalisiert. Hier kollidieren Alt- und Neu-Identitäten, und es ist wahrscheinlich, dass ein altes Selbstverständnis den Anforderungen einer neuen Außenwelt nicht entspricht; das erlebt der Pfarrerssohn Benn in Berlin. Dann kommt es zu Problemen in der Selbstbeobachtung, aber auch zu Veränderungen des Eigenbildes, die durch Außenurteile herbeigeführt werden. So kann ein gesellschaftliches Teilsystem ein Individuum mit nicht-funktionsgerechter, veralteter Identität abweisen. Wenn der Einzelne aber bereit ist, sich den Vorgaben des Systems anzupassen, kann dies zu einem problematischen Bruch in der Selbstbeschreibung führen, weil man nicht mehr sicher sein kann, der- oder dieselbe zu sein. Auch die kühle Systemtheorie weiß, dass derartige Übergänge für den Einzelnen katastrophal verlaufen können. (13) Eine weitere Möglichkeit besteht darin, in einer neuen Welt zu einem Selbstverständnis zu gelangen, das nicht in seinen Inhalten, wohl aber in seiner Leistung der verlorenen Identität adäquat ist. So kann Benn sich als Schriftsteller in die Kette seiner Vorfahren, der Pastoren, stellen, weil er

ihren Willen zur Transzendenz unter den Bedingungen der Moderne realisiert: als Metaphysik der Kunst. So kann Johannes R. Becher die Ordnungsliebe, den Willen zum Recht, den er im Elternhaus erlebte, unter neuen Bedingungen realisieren: als Teil der Partei, die Wahrheit monopolisiert, das Anders-Sein kontrolliert und überhaupt in der licherlich gewordenen Gesellschaft großreinemacht.

Jedenfalls entstehen in solchen Phasen erhebliche Orientierungsprobleme. „Die innere Unendlichkeit und deren Artikulationsbedarf“, (14) die dem Zusammenbruch von Wahrheiten folgen, können ästhetisch außerordentlich fruchtbare Folgen haben: Man redet, weil man sich selbst nicht kennt, und die Welt auch nicht. Das Gleiche gilt für die Ablehnung einer fremden, unstrukturierten Umgebung. Stefan George entwarf aus der Ablehnung des pragmatistischen Bismarckstaates ein großes Gegenreich. Er zog sich in die Spätantike zurück; ebenso in ein phantastisches Land, in dem Feen landeten, ihn segneten und er mit Priestern Liebesmahle feiern konnte. Aber in der „Unendlichkeit“ liegt auch die Versuchung einer Selbstsimplifikation, die Versuchung, ein als belastend erfahrenes Komplexitätsniveau zu verlassen und eine neue Notwendigkeit herzustellen.

Aus diesem Willen zur Notwendigkeit lässt sich die Annäherung vieler moderner Autoren an totalitäre politische Bewegungen verstehen, die ein weiteres Erkenntnisinteresse der Arbeit darstellt. Denn die Zeit seit dem späten 19. Jahrhundert ist auch die Zeit, in der die fundamentalistischen Gesellschaftsvorstellungen entwickelt und diskutiert werden, deren Umsetzung dann einige Jahrzehnte später erfolgt. Bei der Annäherung von Autoren an diese Konzepte handelt es sich um ein internationales, zum Beispiel in Italien und Russland, aber auch bei englischsprachigen Autoren zu beobachtendes Phänomen, das über biographische Zufälle hinausgeht. Der Begriff des Totalitarismus benennt vergleichbare Strukturen nicht-demokratischer Zwangsstaaten mit verschiedener ideologischer Füllung. Als Merkmale solcher Systeme werden unter anderem genannt: eine straff ausgerichtete Massenpartei; eine entfaltete Ideologie mit Endzeitanpruch; ein Monopol der Massenkommunikationsmittel. Diese Merkmale sind in der kommunistischen Sowjetunion und im nationalsozialistischen Deutschland anzutreffen. Der Begriff erlaubt damit eine Systematisierung gegenmoderner Denkweisen und Kräfte.

Für die hier interessierende Frage ist er geeignet, weil die Identitätsbildung der Autoren sich nur selten mit Fragen konkreter Politik beschäftigt. Anziehend waren jene Versprechungen der politischen Glaubenslehren, in denen es um eine grundsätzlich anders strukturierte Gesellschaft und um einen bestimmten Typ von Wahrheit, eine „geschichtsphilosophische Neo-Essenz“ ging. (15) Das dissoziierte Individuum interessiert sich vor allem für das Faktum einer gemeinsamen Ideologie, die als subjekt-unabhängige, nicht konstruierte Wahrheit gilt. Versprochen wird, die öffentliche Ordnung wieder von einem Zentrum aus zu kontrollieren und den einzelnen Menschen von seiner gegenwärtig pragmatischen Existenz abzulösen und nach dem Konzept eines Sinnlichkeit und Vernunft vereinigenden ‚neuen Menschen‘ zu modellieren. Man will Substanz sein, nicht nur Funktion. So interessiert sich Gottfried Benn weniger für die Rassenlehre der Nationalsozialisten als für die Schaffung einer neuen, die Stände auflösenden Gemeinschaft, (16) und Brechts Wendung zum Kommunismus ist nicht wirtschaftspolitisch begründet, sondern bezieht sich auf das Heils-Potential der Partei. Sie wird den Subjektivismus der Moderne, die große „Tollheit“ bändigen und kontrollieren. (17)

Aus dieser Perspektive ändert sich das Bild der modernen Literatur. Sie erkennt mit außerordentlichem Scharfblick risikoreiche und für den einzelnen Menschen gefährliche Entwicklungen ihrer Zeit. Aber die Freiheit, Unabhängigkeit, Fülle und Lust dieser Zeit finden sich nur selten und in wenigen Texten. Sie treten in Benns virtuoser Freude an der Montage des Heterogenen hervor oder in Brechts Darstellung der Antagonismen der modernen Stadt, die als großer Boxing oder als lustvoller Dschungel erscheint. Beide Autoren aber entscheiden sich schließlich für den Wahrheitsbesitz, folgen dem Ressentiment gegen das nicht-kontrollierte Leben und damit dem Hauptstrom der ästhetischen Moderne, der eine antagonistische Reaktion auf seine Umwelt, die gesellschaftlich-historische Moderne, darstellt. Die Kunst soll die Freiheit einfangen und ihr eine Richtung geben.

Unter moderner Kunst wird jene Kunst verstanden, die mit den gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und mentalen Bedingungen der Moderne in Beziehung steht. Diese Beziehung kann verschiedene Formen besitzen: Kunst bringt die Bedingungen der Moderne mit hervor, bildet sie ab, reflektiert sie; sie kann diese Bedingungen bejahen, vorantreiben, kann sie kritisieren und Gegenmodelle entwerfen. Der Beginn der gesellschaftlichen und ästhetischen Moderne lässt sich plausibel auf das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts, die sogenannte Schwellenzeit, datieren. Denn in dieser Zeit vollziehen sich Entwicklungen, die noch heute bestimmend sind, von hier bis zur Gegenwart existieren Kontinuitäten. Das gilt für die Etablierung eines Rechts, das von der Einzelperson ausgeht, für die Entstehung einer Konkurrenzwirtschaft, für die Erfindung des Verfassungsstaates mit Grundrechten. Und das gilt auch für die Freisetzung des Ich aus traditionellen Bindungen. In der Literatur schlägt sie sich seit dem Sturm und Drang nieder. Hier artikuliert sich ein Ich, das erstaunt seine Bewegungsmöglichkeiten erkennt. Es hat seine Fesseln verloren, muss nicht mehr die Knie beugen: So verkündet Goethes ‚Prometheus‘ mit Wucht die Kraft der Selbstgesetzgebung. Aber mit Goethes ‚Werther‘ erscheint auch schon die Schattenseite der Freiheit, die Gefahr einer haltlosen Introspektion.

Damit ergibt sich eine Makroepoche der Moderne, die sich in verschiedene Mikroepochen unterteilen lässt. (18) Diese Mikroepochen werden verstanden als verschiedene Typen von Antworten auf das Gesamtphänomen Moderne. Sie unterscheiden sich durch ihre inhaltliche und formsprachliche Bezugnahme auf diesen Rahmen, aber auch durch den je

verschiedenen Stand von Modernisierung, mit dem sie sich auseinandersetzen. Denn es ist natürlich ein Unterschied, ob ein Autor wie Friedrich Schlegel in der noch unbestimmten Formierungsphase der bürgerlichen Gesellschaft eine ‚Neue Mythologie‘ entwirft oder ob am Anfang des 20. Jahrhunderts ein Gegenreich der Kunst projiziert wird, das sich viel schärfer mit bestehenden Faktizitäten auseinandersetzen muss. Die Unterepochen der Moderne müssen die eingebürgerten literaturwissenschaftlichen Phasenbegriffe (Romantik, Realismus etc.) nicht ersetzen. Vielmehr wäre es wünschenswert, diese bekannten Epochenbegriffe zu schärfen, zu erweitern oder auch neu zu definieren, indem man nach der jeweiligen Beziehung eines Diskurses zu den gesellschaftlichen, wissenschaftsgeschichtlichen und mentalen Bedingungen der Moderne fragt. Nicht fortführbar ist lediglich der gebräuchliche, wenn auch zuletzt schon seltener verwendete Begriff von literarischer Moderne, der diese im späten 19. Jahrhundert beginnen lässt. (19)

Stattdessen sollte man den Zeitraum um 1890, um den es hier gehen wird, in dem der älteste der Autoren, Stefan George, zu veröffentlichen beginnt, als Anfang einer neuen Mikroepoche ansehen. Dieser Einschnitt ist durch formsprachliche Neuerungen bestimmt, aber auch gesamtgeschichtlich, weil die Literatur sich hier mit jenen Umbrüchen auseinandersetzt, die Deutschland konzentriert im späten 19. Jahrhundert erfassen. Nur mit diesen historischen Veränderungen sind auch die ästhetischen Innovationen zu erklären, die schließlich nicht vom Himmel fallen oder einem Autor zufällig und plötzlich in den Sinn kommen.

Der Begriff der Makroepoche besitzt weitere Vorzüge: Er lässt die Literaturwissenschaft kommunikationsfähiger werden, weil ihr Begriff von Moderne mit den anderen Wissenschaften vermittelbar ist. Innerhalb der Literaturwissenschaft ergibt sich der Nutzen, Analogien verschiedener Phasen der Makroepoche erfassen und verstehen zu können. Man besitzt neben ästhetisch kleinteiligen und oft immanenten Abgrenzungen von ‚Epochen‘ und neben der Vielheit der ‚-ismen‘ nun eine überwölbende Kategorie. Mit ihr lässt sich die Einheit eines großen literarischen Zeitraumes formulieren; und mit ihr lässt sich die Wiederkehr oder Variation von Phänomenen erklären. Für den Zeitraum um 1900 bestehen solche Analogien zur Goethezeit. Dort haben die in dieser Arbeit beschriebenen Auseinandersetzungen der Autoren mit den Bedingungen einer freigesetzten Identität ihre Vorläufer. Auf sie kann bei Gelegenheit verwiesen werden: wenn der junge Brecht dort, wo er sich über die Natur zu legitimieren versucht und eine rauschhafte Entgrenzung erlebt, in die Nähe des Sturm-und-Drang-Habitus gerät; oder wenn George dort, wo er dem Dichter über ‚Weihe‘ und ‚Inspiration‘ einen besonderen Status zuschreibt, auf Hölderlins Dichtungs-Verständnis zurückgreift.

Aber nicht nur in der Literatur, auch in der Reflexion über sie sind die Bedingungen moderner Individualität schon in der Goethezeit reflektiert worden. Ein besonders aufschlussreiches Beispiel bietet eine Rezension Hegels, in der er sich mit dem Werk des Schriftstellers und Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) auseinandersetzt. (20) Hegel erklärt, dass man an Jacobi einen großen mentalitätsgeschichtlichen Wandel beobachten kann: die Wendung von der normativen Beurteilung von Handlungen zur Suche nach einem Urteil, das aus dem Selbst hervorgeht. Dieser Prozess ist Teil der Moderne, in der Wahrheit nicht mehr durch äußere Autorität verbürgt wird. Gesucht wird nach einer Stütze in der inneren Überzeugung, nach einem unbezweifelbaren, authentischen Selbst-Sein, das die alte Gewissheit äußerer Vorgaben ersetzt. Aber Jacobis ‚Majestät, die im Menschen‘ ist (449), seine innere ‚Absolutheit‘ (448), unterliegt erheblichen Gefahren. Diese Gefahren bestehen in einer nicht mehr intersubjektiv vermittelbaren Selbsterhebung, die sich um die Welt nicht schert. So kann sich die Selbstständigkeit und Freiheit im ‚absolut Unbestimmten‘ verlieren (449), zu einer Ich-Intensität ohne Inhalt werden. Daraus aber stürzt man ab, wenn ermüdet deutlich wird, dass die innere Gewissheit des Subjekts zahlreichen Zufällen unterliegt, bedingt ist ‚durch besonderes Naturell des Charakters‘ sowie durch ‚Lage und Umstände‘ (451). Was eben noch als höchste Würde des Subjekts erschien, kann zu einem begriffslosen Gefühl verdampfen, erscheint verkatert als willkürliche ‚Einzelheit‘ (451). Im Nachhinein ist das, was als authentische Gewissheit erschien, nur eine hochstilisierte ‚Begierde‘ gewesen (451.). Dagegen setzt Hegel die begrifflich begründete, durch Gesetze gesicherte Ordnung einer Gesellschaft. Das Licht der Vernunft muss den Zufall bändigen, die ‚Dämmerung des Geistreichen‘ aufhellen (454). Nur die öffentliche Vernunft ermöglicht ein friedliches Miteinander, während Appellationen an das Gefühl zu einem wilden Antagonismus von nicht begründbaren, sich jeweils Dignität zusprechenden Behauptungen führen würden. Das Herz ist haltlos und schwankend, wenn es nicht außer sich Orte findet, die dauerhaft sind.

Es gibt viele vergleichbare Stationen und Auseinandersetzungen auf dem Weg von der normativ geregelten Identität zur Suche nach dem Selbst-Sein, und diese Auseinandersetzungen sind bis heute nicht beendet. Beständig ist der Widerstreit zwischen der Freisetzung subjektiver Wahrheiten und der Einsicht, dass ein Dafür-Halten aus eigener Überzeugung erheblichen Schwankungen unterworfen ist. Dem bürgerlichen Subjekt bleibt nichts anderes übrig, als die Wahrheit in die Meinung zu verlagern – und gleichzeitig damit die Last der Reflexion zu tragen. Denn der Blick ins Innere, so weiß schon Werther, kann auch ins Leere führen, von der Welt und vom Handeln entfernen. Immer wieder spricht die moderne Literatur von der Verlockung der Selbstvergötterung – und dem Absturz in ein fundamentales Schuldbewusstsein, das die Subjektwerdung als Urfehler ansieht. Das Gefühl, ohne Außenhalt in einer Welt zu leben, in der alles auch anders sein könnte, kann zur rauschhaften Entgrenzung führen – aber auch zur Angst, dass sich irgendwann alle beharrenden Formen in den zeitlichen Wandel und die Schwankungen der Psyche auflösen könnten. Immer wieder in der Moderne tritt auch ein Dichter-Typus auf, der diese Extreme in sich vereint und als Werk auslebt.

Wenn man den Begriff und die Geschichte der Moderne in der hier geschehenen Weise skizziert, sieht man sich gelegentlich dem Vorwurf ausgesetzt, an einer neuen ‚großen Erzählung‘ vom Sinn und Ziel der Geschichte mitzuschreiben, Gericht über Teile der Vergangenheit halten zu wollen und einen gegenwärtigen Zustand umfassender Liberalisierung als ‚wahr‘ zu statuieren. Dagegen ist zunächst an die einfache Einsicht zu erinnern, dass keine Form der Wissenschaft ohne Vorannahmen und implizite Normen auskommt und arbeiten kann. Die Frage ist allerdings, ob man seine Werturteile durch die Rückbindung an erkenntnisleitende Interessen offen legt und damit auch diskussionsfähig macht, oder ob man sie stillschweigend mit- und weitertransportiert (vielleicht weil sie einer offenen Explikation nicht mehr standhalten würden). Weiterhin ist die Frage, wie stark und damit eventuell einengend diese Wahrheiten ausfallen, ob sie ein rigoristisches Vorgehen nach sich ziehen. Dazu ist zu sagen, dass der Begriff der ‚Modernisierung‘ nicht geschichtsphilosophisch zu verstehen ist, keinen teleologischen Prozess bezeichnet, sondern aus der Beobachtung hervorgegangen ist, dass sich die auf Grundrechten basierende offene Gesellschaft in der oben gegebenen Definition Wehlers in einer langen historischen Entwicklung gegen konkurrierende Modelle durchgesetzt hat.

Allerdings möchte ich den Begriff der modernen Gesellschaft und den ihr zugehörigen Identitätstypus nicht nur evolutionistisch rechtfertigen, sondern auch mit einem Wahrheitsanspruch verbinden: Dieser besteht in der Freiheit zur Selbst- und Umweltgestaltung, die für alle Menschen als gleich gedacht ist, die dem Menschen als solchem eigen ist. Dabei handelt es sich um eine abstrakte Forderung, die in den gegenwärtig existierenden liberalen Gesellschaften nicht vollständig erfüllt ist; doch kommt dieser Gesellschaftstyp unter allen existierenden Optionen der Freiheits-Forderung am nächsten kommt, bietet für sie die besten Realisierungsmöglichkeiten. Diese Norm nun unterscheidet die, wenn man so will, Erzählung der Modernisierung von anderen traditionellen Sinngeschichten. Denn das Ziel der Modernisierung besteht zwar in einem Zustand, der an Bedingungen geknüpft ist. Aber aus der Erfüllung dieser Bedingungen gehen außerordentlich viele Möglichkeiten der Lebensgestaltung hervor. Dagegen kulminierten tradierte Formen geschichtsphilosophischen Denkens in Vorstellungen von sehr weitgehender Gleichheit, entwarfen relativ enge Bilder ‚des‘ richtigen und guten Lebens, sahen Abweichungen gerade nicht vor. Es ist also ein Unterschied ums Ganze, ob man mit einem weiten Wahrheitsanspruch wie ‚Recht zur Selbst- und Umweltgestaltung‘ arbeitet oder einen zu erreichenden Endzustand postuliert, in dem die Menschen über gemeinsame Glaubensgegenstände, verbindliche Rituale, Vorgaben hinsichtlich der Lebensführung verbunden sind. Zudem kann die Erzählung der Modernisierung, weil sie nicht von einem wesenhaften Geschehen spricht, ihr Ziel nicht metaphysisch legitimiert, mit Kritik gelassener umgehen, sich vom Furor der Rechthaberei (hoffentlich) freihalten. Im Haus der Moderne gibt es eben viele Wohnungen.

2. Warum Lyrik?

2. Warum Lyrik?

Seitenanfang

Wer nach Identität fragt, dem bietet sich die Lyrik in besonderer Weise an. Man muss Gattungen nicht als Naturformen ansehen, um festzustellen zu können, dass sich in der europäischen Kulturgeschichte in einem lange andauernden Prozess die Lyrik als Form der Selbstausdrucks- und Ich-Konstitution herausgebildet hat. Das schließt Abweichungen von diesem Weg und Negationsversuche, die die Lyrik vom Ich befreien wollen, nicht aus. Doch erlangt eine Gattungsentwicklung, die sich ja nicht rein willkürlich vollzieht, sondern anthropologischen Bedürfnissen und Materialgegebenheiten folgt, irgendwann eine Evidenz, die nicht leicht zu beseitigen ist. Sie kann so stark werden, dass sie einem Status als Naturform, wie es die Goethezeit behauptet hat, durchaus nahe kommt. In einer kanonisch gewordenen Form hat Hegel in seiner ‚Ästhetik‘ die Lyrik definiert, wo es in Abgrenzung zur Epik heißt: „Aus der Objektivität des Gegenstandes steigt der Geist in sich selbst nieder, schaut in das eigene Bewußtsein und gibt dem Bedürfnisse Befriedigung, statt der äußeren Realität der Sache die Gegenwart und Wirklichkeit derselben im subjektiven Gemüt, in der Erfahrung des Herzens und der Reflexion der Vorstellung und damit den Gehalt und die Tätigkeit des innerlichen Lebens selber darstellig zu machen.“ (21) Man sieht, dass Gedichte hier nicht auf eine weltabgewandte Ich-Bespiegelung festgelegt werden. Es geht um Formen der Manifestation einer äußeren „Wirklichkeit“ im „subjektiven Gemüt“. Als Ziel der Gattung wird damit Reflexivität unter bestimmten, kenntlich zu machenden Bedingungen genannt, und deshalb lassen sich nach Hegels Ansicht in der Lyrik die „tieferen Auffassungen durchgreifender Lebensverhältnisse“ finden; eben solche durchgreifenden Lebensverhältnisse stellt der Prozess der Modernisierung her. Dass Hegel weiterhin das lyrische Subjekt keineswegs als statische Größe versteht, die unberührt Welt reflektiert, zeigt sich, wenn er den Autor als Schauspieler bezeichnet, der potentiell „unendlich viele Rollen durchspielt“ (22) und Ich-Konstitution damit als Prozess beschreibt.

An diesem Verständnis der Gattung soll festgehalten werden. Dabei handelt es sich nicht um eine Definition, sondern um eine Beschreibung, die aus einer Beobachtung hervorgeht, nämlich aus jener, dass in der Lyrik – nicht nur und nicht immer, aber vorrangig – Fragen der Subjektivität thematisiert werden; dies gilt, wie die folgenden Analysen zeigen werden, eben auch für die Lyrik des 20. Jahrhunderts. Eine solche Bestimmung, die sich auf den Inhalt bezieht, besitzt weniger Exaktheit und ist leichter mit Gegenbeispielen anzugreifen als formal-strukturelle Gattungsdefinitionen. Diese allerdings stehen in Gefahr, eine universelle Gültigkeit mit einer Tendenz zur Gehaltlosigkeit zu bezahlen. Dies gilt ausdrücklich nicht,

wenn, darin den Definitionen anderer Gattungen vergleichbar, das Rede-Kriterium herangezogen wird. So geschieht es bei Dieter Lamping, der Lyrik als „Einzelrede in Versen“ definiert hat. (23) Auch wenn Lamping sich dagegen wehrt, so lässt sich doch der Begriff der Einzelrede, die Tatsache, dass in der Lyrik in der Regel nur eine Stimme spricht, nur eine Person agiert, mit dem traditionellen Verständnis von Lyrik als privilegierter Form der Selbstthematization verbinden: Wo nur einer spricht, liegt es nahe, dass er vom Selbst und von der Umwelt als der Umwelt eines Einzelmenschen spricht. (24) Der Begriff der Selbstthematization oder Subjektaussprache ist so weit gefasst, dass er anders als das lange gültige und heftig befahrene Paradigma der Erlebnislyrik epochenübergreifend verwendet werden kann. Denn das Subjekt stellt keine Erfindung der Moderne dar, sondern eine Konstante, die allerdings erheblichen historischen Veränderungen unterliegt. Auch die Gedichte Walthers von der Vogelweide betreiben Selbstaussprache, und wenn die Expressionisten im frühen 20. Jahrhundert die Erfahrung ausdrücken, fragmentiert zu leben, heißt das Thema ebenfalls: Subjektivität.

Die Behauptung einer gattungsgeschichtlichen Kontinuität richtet sich gegen die Tendenz der ästhetischen Moderne, das Ich zu verabschieden, und ebenso gegen die Literaturwissenschaft, die ihr darin folgt. Denn mit der Literatur und der Poetologie beteiligt sich die Wissenschaft an der Umwertung und Neudefinition der Lyrik seit dem späten 19. Jahrhundert. Sie beginnt das Verschwinden der Subjektivität, die „Entichtung“ der modernen Gedichte, wie es bei Oskar Walzel heißt, zu kanonisieren. Echte Lyrik, so statuiert Walzel, zeichne sich dadurch aus, dass das Personalpronomen „Ich“ mühelos durch ein „Wir“ ersetzt werden kann. (25) Auch Margarete Susman, auf die der Terminus ‚lyrisches Ich‘ zurückgeht, zielt in die gleiche Richtung, wenn sie feststellt, dass der empirische Autor sich im lyrischen Ich vernichtet habe. Aus dieser Feststellung erwächst die Forderung, dass ein lyrischer Text Individualität überwinden, in die „ewigen Zusammenhänge des Mythos“ einordnen solle. (26)

Wenn man aber nicht glaubt, dass im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die Lyrik alle Bestimmungen abstreift, sondern die Moderne als Entwicklungsphase einer langen Gattungsgeschichte ansieht, gelangt man zu einer anderen Perspektive. Dann handelt es sich bei der Zersplitterung und beim Fragwürdigwerden des lyrischen Ich um eine Reaktion auf die oben beschriebenen historischen Verwerfungen, auf einen Modernisierungsschub, in dem alte Ich-Garanten fragwürdig werden und neue Haltepunkte noch nicht in Sicht sind. Hier trifft sich das Verständnis der Gattung mit den Überlegungen zur Geschichte und zur Subjektphilosophie. Die Lyrik wird damit Teil der Auseinandersetzung um eine angemessene oder wahre Lebensform unter bestimmten historischen und wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen. Wenn die Lyrik das Ich zurücknimmt und negiert, dann hat sie damit Teil an dem Versuch, der Unbestimmtheit des modernen Menschen zu entkommen: „an escape from personality“, wie es bei T. S. Eliot heißt. (27) Und wenn die Lyrik Lebensformen entwirft, in denen man nicht mehr einzeln existiert, hat sie teil an der an vielen Stellen zu beobachtenden Intention, den Menschen wieder als Teil eines großen Zusammenhanges zu verstehen. Auch das lyrische Ich sucht nach einer Macht, in deren Namen es reden kann. Und auch wo kein Ich mehr auftritt, ist immer noch jemand vorhanden, der spricht.

Wenn man sich in dieser Weise entscheidet, lyrische Texte weiterhin auf die Beschreibung von Subjektivität zu beziehen, dann kann dies analytisch natürlich nicht in Form einer einfachen Zurechnung von Ich-Aussagen auf die Instanz des Autors geschehen. Zwar bilden die Personal- und Possessivpronomen des Gedichtes das Fundament der Analyse, aber die Vermittlung mit Instanzen außerhalb des Textes geschieht über das Textsubjekt oder den impliziten Autor. (28) Dieses Textsubjekt bringt eben nicht nur das lyrische Ich hervor, sondern ein Ich, das innerhalb einer Struktur agiert. Dazu gehören die Gestaltung von Raum und Zeit ebenso wie das Verhältnis des Ich zu eventuell vorhandenen anderen ‚Personen‘. Dazu gehört aber vor allem die gesamte Form des Gedichtes, in der sich ein Individuum ausdrückt. Das beginnt mit der lyrischen Gattung, deren Wahl eine Aussage beinhaltet. Zwar kann man bestimmte Gedichtstypen nicht einfach mit weltanschaulichen Positionen kurzschließen, doch in konkreten Zusammenhängen lassen sich Gattungen sehr wohl semantisieren. So dokumentiert Johannes R. Bechers Wendung zum Sonett zweifellos einen Wandel in der Ich-Konzeption und ist von ihm auch prononciert so verstanden worden: als Bändigung der subjektiven Energien durch die Gegebenheit und Strenge der Form. Ebenso drückt die späte Rückwendung Stefan Georges zum Lied ein verändertes Selbstverständnis aus, stellt ein Alternativmodell zur vollmächtigen Prophetie dar. Mit dieser Form wird der Ausdruck von Zweifel und Unsicherheit möglich: „Du frei wie vogel oder fisch – / Worin du hängst • das weisst du nicht.“ (29)

Auch andere Bestandteile der Gedichtform haben in diesem Zusammenhang Aussagekraft. So gibt es Bildfelder, die sich zur Darstellung von Entgrenzung und Auflösung eignen, und andere, in denen sich ein Einzelner Halt und Kontur verschafft. In Bertolt Brechts ‚Hauspostille‘ umschließt die Natur den Menschen, der zum Fisch im See, zum Ast eines Baumes werden möchte; die Natur-Bilder drücken den Wunsch aus, Glied eines Kontinuums zu sein. Auch der Syntax kann eine Bedeutung für die Selbstkonstitution zukommen, etwa wenn hypotaktische Formen eingesetzt werden, um in einer dynamisch-reißenden Bewegung die differenzierenden Mittel von Verstand und Vernunft außer Kraft zu setzen. Ähnliches gilt für die klangliche Feinstrukturierung, weil ein besonders dichter Einsatz musikalischer Elemente zur Schwächung der semantischen Ebene der Sprache führt. Deshalb hat Brecht, nachdem er sich als politischer Autor verstand, die Form des Liedes, der gereimten und metrisierten Rede kritisiert, die er in seinem Frühwerk so souverän gehandhabt hatte. Durch die Musik verliere die Botschaft Genauigkeit und Kraft: „Das Gedankliche schwamm so auf Wogen einher.“ (30) Die Lyrik des politisch festgelegten Autors ist dementsprechend von einer direkten, Wissen vermittelnden, formschwächeren Sprache bestimmt.

Entscheidet man sich für die Gattung Lyrik zur Analyse von Identität, dann muss man nicht nur nach dem Autor, sondern auch nach dem Leser fragen. Im Zusammenhang mit den Besonderheiten der Gattung ist darauf hingewiesen worden, dass die Ich-Position des Gedichtes aufgrund ihrer Offenheit vom Leser gefüllt werden kann, was in der praktischen Lektüre in der Tat nicht selten geschieht. (31) Voraussetzung dafür ist ein gemeinsamer Erfahrungs-Hintergrund von Autor und Leser. Im vorliegenden Fall könnte es sich um geteilte Verlusterfahrungen und um Bedürfnisse nach neuer Stabilität unter veränderten Bedingungen handeln. Dann kann die „Subjektfigur“, die den engen Zusammenhang von Text und Leser in der Lyrik ermöglicht, identifizierend gefüllt werden. Die Identität des Autors kann in der Lektüre mit der eigenen Person verschmelzen. Dabei geht es natürlich um Gefühle, aber auch darum, ob die Leser jene Weltbeschreibung, jene Auswahl von Kontexten, die das lyrische Ich vornimmt, akzeptieren und als ihre eigene ansehen können. (32) Diese Lesehaltung wird auch dort nicht außer Kraft gesetzt, wo ein Gedicht die Gefährdung oder Überwindung von Individualität vorführt, denn auch diese Haltung lässt sich, wie erklärt, als Angebot verstehen, und auch dort, wo nur noch von Kontexten die Rede ist, ergibt sich eine Identität, die eben in der besonderen Auswahl des Kontextes besteht. Dies ist der Fall, wenn bei Johannes R. Becher nur noch von Lenin die Rede und gar kein Ich mehr zu finden ist.

3. Zur Methode



3. Zur Methode Seitenanfang

Die Arbeit ist grundsätzlich hermeneutisch ausgerichtet und geht von der einfachen Annahme aus, dass die gegenwärtige Gesellschaft und die in ihr lebenden Menschen ein weiteres und genaueres Verständnis von sich selbst erhalten, wenn sie die ästhetisch-intellektuellen Reize zurückliegender Zeiträume auf sich wirken lassen, sich mit ihnen auseinandersetzen, sie analysieren. Voraussetzung dafür ist eine Schnittmenge zwischen den Zeiten, die hier durch den Prozess der Modernisierung und die damit verbundenen Bedingungen von Individualität gebildet wird. Diese Bedingungen wurden um 1900 in einer Phase großer Beschleunigung reflektiert und werden gegenwärtig, verbunden mit den politischen und ideengeschichtlichen Veränderungen seit dem Jahr 1989, in neuer Deutlichkeit wahrgenommen. Der Verstehensprozess ist aber nicht einfach als Auffinden und Bestätigen von Gemeinsamkeiten gedacht. Es handelt sich genauso und mehr um ein Infrage-Stellen, ein antagonistisches Schärfen von Positionen, um Ablehnung und Widerspruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Das gilt in diesem Fall, weil viele und wichtige Künstler und Intellektuelle im Deutschland des 20. Jahrhunderts Positionen eingenommen haben, die mit den großen historischen Katastrophen dieses Jahrhunderts im engen Zusammenhang stehen und deshalb nur begrenzt fortsetzungsfähig sind. Hier geht es um Aufklärung und um Abgrenzung von weiterwirkenden intellektuellen Traditionen, die Freiheitsgewinne mit dem Vokabular von ‚Verlust‘ und ‚Entfremdung‘ überziehen, die anfällig für Ganzheiten und Heimaten sind; dafür sind sie erstaunlich leicht bereit, rationale und zivilisatorische Standards aufzugeben. Umso interessanter – und geschärfter – ist der Blick auf jene Werkteile von Autoren, die in eine andere Richtung wiesen, eine andere Entwicklung ermöglicht hätten. Solche die Freiheit annehmenden, sich ihr stellenden, sie ästhetisch fruchtbar machenden Linien, die im 20. Jahrhundert nicht dominant waren, bieten aus heutiger Sicht stärkere Anschlussmöglichkeiten; dazu finden sich einige Überlegungen im ‚Schluss‘ der Arbeit.

Wenn die Arbeit also grundsätzlich hermeneutisch ausgerichtet ist, werden doch Postulate subjektneugierender Methoden in die Herangehensweise einbezogen. Denn auch wer an der Existenz von sich frei ausdrückenden und selbstverantwortlich handelnden Menschen festhält, kann zugestehen, dass Einwände, wie sie die Dekonstruktion vorgebracht hat, den Blick für die Widersprüche und den Wechsel in der Selbstbeschreibung von Personen geschärft haben. Ein auf Einheit fixierter und substantialistischer Subjektbegriff wird so abgewandelt, dass Subjektivität aus einem Widerspiel von beharrenden Kräften und Veränderungen besteht. Sie ist zwar Präsenz, aber ebenso auch Prozess, und manchmal droht dieser Prozess jede Sicherheit zu verschlingen. Was Derrida „différer“ genannt hat, wird zwar nicht in seinem Sinn als ‚Zerlegen‘ verstanden, wohl aber als Temporalisieren. Bei der konkreten Lektüre erkennt man mit der Optik der Dekonstruktion Brüche in der literarischen Gestaltung von Personen besser. Die Dramatik historischer Identitätsbildungsprozesse, die im frühen 20. Jahrhundert zu extremen Entscheidungen geführt hat, sieht man klarer, wenn man sich mit der Infragestellung einer einheitlichen und souverän Zeichen setzenden Autor-Instanz auseinandergesetzt hat. Der Autor existiert dann nicht mehr einfach als sprachunabhängige Essenz, die von ihr getrennte Zeichen handhabt, sondern ist Teil seines eigenen sprachlichen Entwurfs. Er handhabt ihn, schreibt das Gedicht, aber geht daraus auch als Veränderter hervor. Er steht nicht nur außen, wie es eine vereinfachte Textlehre sich vorstellt, löst sich aber ebenso wenig in ein Zeichenspiel auf, sondern steht innen und außen, ist Entwerfender und Entwurf: „a constant crossing of boundaries between self and versions of self.“ (33) Um solche Paradoxien und Zirkularitäten kommt man bei der Bestimmung des Selbstverhältnisses nicht umhin; (34) sie dürften immerhin dem Selbstgefühl der meisten sich beobachtenden Menschen durchaus nahe kommen.

So wird also mit der Hermeneutik und mit der Subjektphilosophie daran festgehalten, dass ein ursprüngliches Bewusstsein von sich selbst als einem einzelnen, wahrnehmenden Wesen existiert; gleichwohl wird zugestanden, dass die Entfaltung und Füllung dieses

Bewusstseins ein diskontinuierlicher Prozess aus Selbstzuschreibungen und einer Summe sozialer Anerkennungen ist. So kann man Identität als Selbsterfindung ansehen, aber als eine notwendige, ja lebensnotwendige Erfindung; sie ist, wie man weiß, von zahlreichen Zwängen begleitet. Ebenso wird neueren Denkrichtungen darin zugestimmt, dass sich Subjekte über sprachliche Interaktionen befestigen, gleichwohl aber daran festgehalten, dass diese sprachlichen Prozesse Lebensdynamiken abbilden. Vergangene Sprachprozesse werden nicht auf ein selbstlaufendes Zeichensystem oder auf anonyme Diskurse bezogen, sondern auf ein Subjekt, das sich in seinen Widersprüchen mit diesen Diskursen auseinandersetzt. Deshalb sind sie interessant, deshalb analysieren wir sie, und daraus geht auch eine Begründung der Literaturwissenschaft hervor, die solche Sprache gewordenen Lebensdynamiken der Gegenwart vermittelt, damit sie Teil der Selbstreflexion dieser Gegenwart werden können, sei es in zustimmender, ablehnender oder korrigierender Form.

In dieser Form werden die zentralen Begriffe der Arbeit verwendet: „Subjektivität“ bezeichnet eine Eigenschaft, die allen selbstbewussten Wesen gemein ist, nämlich einerseits die Unmittelbarkeit der Bekanntschaft mit sich selbst, die Selbstreferenz; andererseits die Fähigkeit, sich von Objekten abzugrenzen, diese wahrzunehmen und zu erkennen. Das Subjekt weiß, selbst wenn es seine Zerrissenheit reflektiert, dass es sich dabei um einen eigenen Zustand handelt, bezieht auch die Zerrissenheit auf sich, weil es, solange es lebt, auch Einheit stiftet, „Ich“ sagt. Hinzu kommt eine Bestimmung, die das Subjekt von außen erhält: Es ist in rechtlicher und moralischer Hinsicht verantwortlich, muss für Handlungen einstehen, die ihm als Urheber zugesprochen werden, die es erklären muss, deren Folgen man zu tragen hat.

Davon abgegrenzt entsteht „Individualität“ dadurch, dass ein solches bewusstes Ich sich von anderen Wesen unterscheidet, die ebenfalls Subjektivität besitzen. Während Subjektivität also eine allgemeine Eigenschaft ist, wird Individualität einem empirischen Ich zugesprochen, das sich durch Besonderheit auszeichnet. (35) Unter den erläuterten Bedingungen offener Gesellschaften verändert sich die Individualität erheblich, erhöhen sich die Unsicherheit und Kontingenz, mit der das Ich umgeht, der es standhalten muss. Ebenso erhöht sich die Verschiedenheit der Mitmenschen, mit denen man in Beziehung steht.

Mit dem Begriff „Identität“ ist in einer umfassenden Bedeutung die Weise gemeint, in der ein Individuum sich selbst zu charakterisieren imstande ist, Zustände und Eigenschaften auf sich selbst bezieht. (36) In einer damit zusammenhängenden, auf die Zeit bezogenen Bedeutung bezeichnet Identität das Gleichbleibende einer Person im Verlauf der Zeit. Habermas hat Identität als die „symbolische Struktur“ definiert, „die es einem Persönlichkeitssystem erlaubt, im Wechsel der biographischen Zustände, also in der Zeit, und über die verschiedenen Positionen im Raum, auch im sozialen Raum hinweg, Kontinuität und Konsistenz zu sichern, derselbe oder dieselbe zu bleiben.“ (37) Ohne in ein allgemeines Psychologisieren zu fallen, kann man davon ausgehen, dass hier Beharrungskräfte wirken, die alte Ansichten und neue, widersprechende Erfahrungen oder Wünsche so zu verbinden suchen, dass der bisherige Bestand der Person nicht radikal verändert werden muss. So kann man versuchen, eine Idee zu finden, die zwischen dem Bestand und den neuen Erfahrungen vermittelt, ohne das Alte zu gefährden, aber auch ohne das drängende Neue schlichtweg zu ignorieren; was allerdings auch nicht selten vorkommt.

Gegen diesen gesamten Komplex argumentiert die Subjekt-Kritik des 20. Jahrhunderts, die zu analysieren sein wird. Sie richtet sich besonders auf die Behauptung einer ungesicherten Individualität, die sie als scheinhaft ansieht oder der sie die Überlebensfähigkeit abspricht. Nicht selten setzt die Kritik aber fundamental schon bei der Subjektivität an, bei der Trennung von Mensch und Objekt und bei der Apriori-Setzung des Bewusstseins, das der Welt vorgeschaltet wird. Die individualisierende Absonderung der Subjekte voneinander wird dann als gefährliche und besonders für moderne Gesellschaften kennzeichnende Steigerung dieser ersten Spaltung angesehen. Hinsichtlich der Identität stehen diese Strömungen der Vorstellung einer sich selbstreflexiv und autonom entwickelnden Identität skeptisch gegenüber und beziehen den einzelnen existierenden Menschen auf anonyme, nicht seinem Bewusstsein entstammende ‚objektive‘ Größen zurück. Aus ihnen geht er hervor, von ihnen ist er abhängig und wird er gelenkt; und in der Regel soll er auch gelenkt werden.

4. Zum Aufbau

Seitenanfang

Die Arbeit ist so aufgebaut, dass zuerst als Vorlauf und Hintergrund exemplarisch Teile jener Debatte vorgestellt werden, die im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert um Subjektivität und Individualität geführt wurden. Schon bevor und während die Autoren ihr Ich entwarfen, fand eine umfassende Auseinandersetzung um diese Fragen statt. Diese Auseinandersetzung bildet einen Kontext, in dem Literatur stattfindet, in den sie hineinwirkt, aus dem sie Anregungen erhält. Hier wird also nicht einfach ein Raster über literarische Texte gestülpt, sondern geht es um Fragestellungen, die schon für die Zeitgenossen auch solche waren. Als besonders ergiebig hat sich aufgrund der Vielzahl der in ihm erprobten Möglichkeiten das Werk Nietzsches erwiesen. Die Situation, in die die Autoren eintreten, aber auch die Lösungswege, die sie erproben, sind bei Nietzsche weitgehend vorgedacht.

In ihrem Kern, den Studien zu George, Benn, Brecht und Becher, ist die Arbeit biographisch strukturiert. Diese Autoren wurden gewählt, weil sie die Ich-Thematik nicht nur auf sich selbst bezogen, mental behandelten, sondern vom Ich in seiner Umwelt sprechen. Sie nahmen die

Gesellschaft ihrer Zeit genau wahr, setzten sich mit den Lebensformen von Individuen zu einer bestimmten Zeit, unter bestimmten Bedingungen auseinander. Ebenso bezogen sie Wissen aus verschiedenen Gebieten in ihre Literatur ein, bedienten sich wie Benn der Sprache der Naturwissenschaft, wie Brecht jener der Ökonomie. Eine wichtige Rolle spielt die Politik: Die Autoren beobachteten sie, näherten sich ihr zumindest in Phasen ihres Lebens an oder schalteten sich in sie ein. Man kann ihr lyrisches Ich deshalb als ein öffentliches Ich bezeichnen. Diese Bezeichnung ließe sich auf Autoren wie Trakl oder Rilke, die ebenfalls der Brüchigkeit des Selbst nachgingen, nicht anwenden. Die Benennung als öffentliches Ich trifft auch die Wirkung der Autoren, denn zumindest ihre Annäherung an die Politik wurde über den Bereich der Literatur hinaus wahrgenommen und debattiert. Eine solche Wirkung hatten Brecht, Benn und Becher mit ihren Stellungnahmen auch beabsichtigt; in Georges Fall sollte die Wirkung auf die Gesellschaft zu einem großen Teil indirekt über den Kreis erfolgen. Dazu passt auch, dass sich die Autoren nicht auf lyrische Veröffentlichungen beschränkten, sondern entweder grundsätzlich in verschiedenen Gattungen schrieben (Brecht) oder über die Lyrik hinausgriffen, Prosa und Essays verfassten (Benn und Becher). Auch hier nimmt George eine gewisse Sonderstellung ein, doch hat er die literaturvermittelnde, wissenschaftliche und pädagogische Tätigkeit des Kreises immer auch als sein Werk verstanden.

Wenn die Autoren also mit ihrer besonders weltzugewandten Lyrik auch nicht die gesamte Gattung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts repräsentieren, so können sie doch beispielhaft für die Fragen, Herausforderungen und Versuchen jener Autoren stehen, die sich auf die spannungsdurchtobte Welt im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts einließen. Ein weiterer Grund für die Auswahl ist anzufügen: Es ging auch, wenn man von Becher einmal absieht, um die ästhetische Qualität. Das Thema ist interessant, spannend, aber nicht immer erfreulich; da sollten es auf jeden Fall gute Gedichte sein.

Die grundsätzlich biographische und hier wiederum meist chronologische Vorgehensweise entspricht der Thematik, weil sich Identitäten im Wechsel der Zeit entfalten und dieser Wechsel mit seinen Kontinuitäten und Widersprüchen klarer in Autorenkapiteln abzubilden ist als in einer systematischen Darstellung. Die systematischen Gemeinsamkeiten zwischen den Autoren werden an entsprechenden Stellen benannt. Die Vorgehensweise entspricht auch der Überzeugung, dass die Literaturwissenschaft keine Berührungs-Angst vor Lebensgeschichten haben sollte. Zwar muss man den Biographie-Begriff um Kontexte erweitern, in denen ein Leben stattfindet und mit denen ein Individuum sich auseinandersetzt. Mit den Erkenntnissen der Sozial-, Ideen- und Diskursgeschichte ist es möglich, sich den lange verpönten Lebensgeschichten von Autoren zuzuwenden, statt eine oft unterkomplexe Biographik und eine bis zur Gegenstandslosigkeit hochgezüchtete Theorie nebeneinander herlaufen zu lassen. Ebenso muss man keine Sorge vor der Einsicht haben, dass es sich gelegentlich um Menschen handelt, die in herausragender Weise in der Lage waren, die Bedingungen ihrer Zeit zu erfassen, anderen sprachlich zu vermitteln und ihnen dabei zu helfen, sich besser zu verstehen und ihr Leben zu erweitern. Solche Bewunderung schließt nicht aus, dass manche ihrer Entscheidungen als problematisch und verfehlt angesehen und klar benannt werden; ohne deutliche Urteile entsteht keine Auseinandersetzung.

Der zeitliche Einschnitt im Jahr 1933 ergibt sich aus dem politischen Interesse, ist aber auch systematisch zu rechtfertigen, weil mit dem totalitären Bekenntnis, mit der Unterwerfung des Singulären unter ein Allgemeines, eine Extremform der Identitätsbildung erreicht ist. Allerdings ergeben sich daraus biographische Inkongruenzen. Das betrifft nicht Stefan George, der 1933 stirbt, und auch nicht Johannes R. Becher, der nach seinem Bekenntnis zur Partei ein im Wesentlichen unverändertes Selbstverständnis beibehält. Aber Gottfried Benn und Bertolt Brecht bleiben auf dem zu dieser Zeit eingenommenen Punkt nicht stehen. Mit einem knappen Ausblick auf ein spätes Gedicht dieser Autoren soll das Defizit wenigstens symbolisch behoben werden. Vollständigkeit kann auch in der Darstellung zuvor nicht erreicht werden; aber es geht wohl darum, die Phasen der Identitätsbildung zu bestimmen und sie durch repräsentative Gedichte und gelegentlich auch Texte anderer Art zu charakterisieren.

Der Schluss unternimmt den Versuch, die gegenwärtige Perspektive auf die in den Texten vorgelebten Formen der Identität zu schärfen. Gegenwart bedeutet dabei die Zeit, in der mit dem Jahr 1989 das letzte politisch und intellektuell relevante Gegenmodell zur offenen Gesellschaft und zum Freiheitsbegriff des „pursuit of happiness“ gescheitert ist. Damit stellt sich die Frage nach einer neuen Lektüre der ästhetischen Moderne. Denn ihre Wahrheiten kann man nicht, wie zum Beispiel Charles Taylor es sich vorstellt, einfach perpetuieren, als sei nichts geschehen. (38) Was sie unter ‚Natur‘ verstanden hat, ist nicht mehr die Natur der Gegenwart, und ihr Verständnis von Gesellschaft ist mit den Auseinandersetzungen, wie sie in der Politik, Philosophie oder in den Sozialwissenschaften geführt werden, kaum noch vermittelbar. Enger als man es lange gesehen hat, gehört die Literatur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu dessen Katastrophengeschichte. In ihrer heutigen Gestalt leistet die ästhetische Moderne zwar noch Widerstand gegen etwas, das sie ‚Entfremdung‘ oder ‚Entzauberung‘ nennt; aber sie weiß gar nicht mehr, wer sich wovon entfremdet hat, und welcher Zauber eigentlich gemeint war. Sie besitzt keine intellektuellen Fundamente mehr, von denen aus sie kämpfen kann. Das lyrische Ich wird sich also erneut aufmachen müssen, sich den Weg durch Unsicherheiten zu bahnen, die nicht mit einfachen Urteilen und Etiketten zu versehen sind, deren Wahrheit oder Unwahrheit offen ist. Auf allgemein geteilte Meinungen kann es sich vorläufig nicht verlassen und schreibt auf eigene Rechnung. Der Verzicht auf Fundamental-Opposition und intellektuelle Sicherheit hat allerdings nichts mit einem Verzicht auf höchste Ziele zu tun. Wie Bertolt Brecht 1921 in sein Tagebuch notierte:

„Ich bin immer noch unterwegs auf dem Weg zur Sonne“ (26, 262).

ANMERKUNGEN

- (1) Hugo Friedrich: Die Struktur der modernen Lyrik. Von der Mitte des neunzehnten bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. 10. Auflage. Hamburg 1981, S. 37; 70. ... » zurück
- (2) Dieter Henrich: Inflation in Subjektivität? Merkur 52 (1998), S. 46-54, hier S. 52. ... » zurück
- (3) Stefan George wird zitiert nach: Sämtliche Werke in 18 Bänden. Hrsg. von der Stefan-George-Stiftung. (Bandbearbeiter: Georg Peter Landmann und Ute Oelmann). Stuttgart 1982 ff. Belege mit Band-Ziffer und Seitenzahl im Haupttext. ... » zurück
- (4) Henrich: Subjektivität, S. 52. ... » zurück
- (5) Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Bd.: Vom Feudalstaat des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära. München 1987, S. 236-239. ... » zurück
- (6) Vgl. dazu die methodischen Überlegungen Stefan Breuers: Anatomie der Konservativen Revolution. 2. Auflage. Darmstadt 1995, S. 9-48, hier S. 33. ... » zurück
- (7) Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte. 1866–1918. München 1990, S. 903. Wehler: Gesellschaftsgeschichte. Dritter Bd.: Von der 'Deutschen Doppelrevolution' bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. München 1995, S. 1250. Ganz aus der Perspektive der offenen Gesellschaft: Heinrich-August Winkler: Der lange Weg nach Westen. Erster Bd.: Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik. Zweiter Bd.: Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung. München 2000. ... » zurück
- (8) Zitiert wird nach Bertolt Brecht: Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe (GBA). Hrsg. von Werner Hecht/Jan Knopf/Werner Mittenzwei/Klaus-Detlef Müller. Berlin und Frankfurt am Main 1988–1999; Band und Seitenzahl im Haupttext. ... » zurück
- (9) Wichtig ist die Studie: Niklas Luhmann: Individuum, Individualität, Individualismus. In: Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Dritter Bd.. Frankfurt a. M. 1989, S. 149–258, hier S. 199. Eine präzise und hilfreiche Darstellung nicht nur Luhmanns, sondern der soziologischen Individualitätsdebatte überhaupt gibt Markus Schroer: Das Individuum der Gesellschaft. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven. Frankfurt a. M. 2001. ... » zurück
- (10) Luhmann: Individuum, S. 232. ... » zurück
- (11) Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung. Sechster Bd.: Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995, S. 132. ... » zurück
- (12) Luhmann: Individuum, S. 165. ... » zurück
- (13) Unter diesem Gesichtspunkt könnte man noch einmal abseits von Polemik oder Heiligen-Stilisierung die zahlreichen Krankengeschichten moderner Autoren diskutieren: als sich auch physiologisch niederschlagende Empfindlichkeit für den Verlust von Wahrheiten und Glaubensgeschichten; als Erschrecken über die in aller Schärfe erfahrene Angewiesenheit des modernen Ich auf sich selbst. Dafür müsste man das Instrumentarium der Psychologie und Psychopathologie heranziehen, das hier aus systematischen Gründen ganz außen vor bleibt. ... » zurück
- (14) Luhmann: Individuum, S. 214. ... » zurück
- (15) Odo Marquard: Schwund-Telos und Mini-Essenz. Bemerkungen zur Genealogie einer aktuellen Diskussion. In: Identität. Poetik und Hermeneutik VIII. Hrsg. von Karlheinz Stierle und Odo Marquard. München 1979, S. 347–369, hier S. 360. ... » zurück
- (16) Gottfried Benn: Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke. Vier Bände. Hrsg. von Bruno Hillebrand. Frankfurt a. M. 1982; Bd. II: Prosa und Autobiographie, S. 300. ... » zurück
- (17) So die Gedichte „Lob der Partei“ und „Lob des Kommunismus“, entstanden 1930/31, GBA 11, 234. ... » zurück
- (18) Vgl. dazu die Einleitung der beiden Herausgeber in dem Sammelband: Ästhetische Moderne in Europa. Grundzüge und Problemzusammenhänge seit der Romantik. Hrsg. von Silvio Vietta und Dirk Kemper, München 1998, S. 1-55, besonders S. 8-21. ... » zurück
- (19) Er ist ohnehin schwach, nämlich nur über stilgeschichtliche Veränderungen, die in dieser Zeit eintreten, definiert. Er folgt der Innovationsrhetorik der Akteure, geht aus ihren Texten und ihrer Selbstdeutung hervor. Zudem befriedigt dieser Begriff nicht, weil er etwa die in dieser Arbeit untersuchten Autoren nur zum Teil erfassen kann. In dem Moment, wo Brecht und George sich auf eine Botschaft festlegen und diese in tradierten lyrischen Formen vermitteln, wären sie keine modernen Lyriker mehr; um es eventuell im jeweiligen Spätwerk aber wieder zu werden. Manchmal ginge der Riss sogar mitten durch ein Werk. „Der Siebente Ring“ Stefan Georges etwa wäre, folgte man den eingebürgerten formsprachlichen Definitionen in der Nachfolge Hugo Friedrichs, zur Hälfte ein modernes Buch, zur anderen nicht. ... » zurück

- (20) Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Werke. In 20 Bänden. Hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt a. M. 1969-1971, 1986; Bd. 4 (Nürnberger und Heidelberger Schriften 1808-1817), S. 429-461, Seitenangaben im Haupttext. ... » zurück
- (21) Hegel: Werke. Bd. 15 (Vorlesungen über die Ästhetik III), S. 416. ... » zurück
- (22) Ebd., S. 429. ... » zurück
- (23) Dieter Lamping: Das lyrische Gedicht. Definitionen zu Theorie und Geschichte der Gattung. Göttingen 1989, S. 59 ff. ... » zurück
- (24) Problematisch wird Lampings Definition dort, wo die Einzelrede mit dem Begriff des Monologischen verbunden wird, denn damit wird suggeriert, dass Lyrik nicht auf Adressaten gerichtet ist; ebenfalls bedenklich ist die Beschreibung lyrischer Rede als absoluter, nicht situationsgebundener Rede. Diese Vorstellungen entstammen deutlich Poetologien des 20. Jahrhunderts, besitzen historisch begrenzte Gültigkeit und leisten zudem einer Abkoppelung der Lyrik von der Wirklichkeit Vorschub. ... » zurück
- (25) Oskar Walzel: Schicksale des lyrischen Ichs (1916). In: Lamping: Das Wortkunstwerk. Mittel seiner Erforschung. Darmstadt 1968, S. 260–276, hier S. 264; 270. ... » zurück
- (26) Margarete Susman: Das Wesen der modernen deutschen Lyrik. Stuttgart 1910, S. 16; 20. ... » zurück
- (27) T. S. Eliot, zitiert nach Anthony Stephens: Überlegungen zum lyrischen Ich. In: Zur Geschichtlichkeit der Moderne. Der Begriff der literarischen Moderne in Theorie und Deutung. Ulrich Fülleborn zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Theo Elm und Gerd Hemmerich. München 1982, S. 53–68, hier S. 53. ... » zurück
- (28) Die literaturwissenschaftliche Terminologie ist hier nicht einheitlich. Entscheidend ist aber die Annahme einer Instanz, die den gesamten Text repräsentiert und zwischen den Pronomen auf der Textoberfläche und dem empirischen Autor vermittelt; vgl. Dieter Burdorf: Einführung in die Gedichtanalyse. Stuttgart/Weimar 1995, S. 153 ff; Jörg Schönert: Empirischer Autor, Impliziter Autor und Lyrisches Ich. In: Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffes. Hrsg. von Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matias Martinez/Simone Winko, Tübingen 1999, S. 289-294. ... » zurück
- (29) George: SW IX, 103. ... » zurück
- (30) GBA 22, 364. ... » zurück
- (31) Kaspar H. Spinner: Zur Struktur des lyrischen Ich. Frankfurt a. M. 1975, S. 18. ... » zurück
- (32) Karlheinz Stierle: Die Identität des Gedichts. Hölderlin als Paradigma. In: Identität. Poetik und Hermeneutik VIII. Hrsg. von Karlheinz Stierle und Odo Marquard. München 1979, S. 505-552, hier S. 520; 522; vgl. auch Wolfgang Iser: Figurationen des lyrischen Subjekts. In: Ebd., S. 746-749. ... » zurück
- (33) Kinereth Meyer: Speaking and Writing the Lyric ‚I‘. Genre 22 (1989), S. 129–149; angeregt durch Paul de Man. ... » zurück
- (34) Zur Erörterung solcher Zirkularitäten, die sich aus der Untrennbarkeit von reflektierender Instanz und reflektiertem Wissen ergeben: Dieter Henrich: Bewußtes Leben. Untersuchungen zum Verhältnis von Subjektivität und Metaphysik. Stuttgart 1999, S. 58: „Der, der ein Wissen von sich hat, und dies, daß er ein Wissen von sich hat, sind unauflösbar aneinander gebunden.“ Henrich spricht in diesem Zusammenhang vom Münchhausen bzw. Hase-Igel-Zirkel: „Schreibt einer sich selbst etwas zu, so muß er den, dem er etwas zuschreiben will, bereits als den, der sich selbst etwas zuschreibt, im Sinn haben“ (S. 57). ... » zurück
- (35) Vgl. zu diesen Bestimmungen Manfred Frank: Subjekt, Person, Individuum. In: Individualität. Poetik und Hermeneutik XIII. Hrsg. von Manfred Frank und Anselm Haverkamp. München 1988, S. 3-20. Dieser Aufsatz bietet eine thesenartige Verknappung des Buches: Die Unhintergebarkeit von Individualität – Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlaß ihrer ‚postmodernen‘ Toterklärung. Frankfurt a. M. 1986. ... » zurück
- (36) Dieter Henrich: „Identität“. Begriffe, Probleme, Grenzen. In: Identität. Poetik und Hermeneutik VIII. Hrsg. von Karlheinz Stierle und Odo Marquard. München 1979, S. 133–186, hier S. 175 ff. ... » zurück
- (37) Entwicklung des Ich. Hrsg. von Rainer Döbert/Jürgen Habermas/Gertrud Nunner-Winkler. 2. Auflage. Königstein 1980, S. 9. ... » zurück
- (38) Charles Taylor: Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. 2. Auflage. Frankfurt a. M. 1996; vgl. die Bemerkungen dazu im Schluss der Arbeit. ... » zurück

